

Fabeln

Autor(en): **Zulliger, Hans**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **23 (1919)**

PDF erstellt am: **25.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-572704>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Fabeln.

Von Hans Zulliger, Ittigen.

Nachdruck verboten.

Die Bedingung.

Im Hühnerhofe schrie der Pfau.
„Abscheulich!“ gurrte entsetzt die Taube.

„Vermessene,“ gaderte die Henne ent-rüstet, „du wagst es, den Herrlichsten von allen zu bemängeln — singe du erst wie er!“

Kriterium.

„Laden wir den Buchfinken auch zu unserer Hochzeit ein?“ fragte das Schwälb-lein seinen Bräutigam.

„Närrchen!“ lächelte der Schwalberich.
„Für unsere Gesellschaft kommt dieser Vogel überhaupt nicht in Betracht! Fehlt ihm doch der Grad und das weiße Vor-hemd!“

Selbstbewußtsein.

Die Wellen trieben ihr Spiel mit einem verbrauchten Korke. Ein Wirbel riß ihn plötzlich in die Tiefe. Voll Ent-setzen freisüßten die Steine am Ufer auf.

„Meine Freunde,“ rief ihnen der Kork großartig zu, als ihn das Wasser wieder an die Oberfläche trug, „beruhigen Sie sich! Der Tüchtige ringt sich immer wieder empor!“

Trost.

Die Eselin hatte ein Junges geworfen.
„Ist es nicht niedlich!“ schmunzelte die glückliche Mutter.

„Mir scheint bloß,“ seufzte der Esel, „unser Kind hat etwas lange Ohren!“

„Ach,“ rief die Gattin, indem sie ihm liebevoll die Nase am Halse rieb, „gerade die langen Ohren zeichnen es vor allen anderen Geschöpfen aus — und es hat sie ja von dir!“

Der Bildungsphilister.

„Das Pferd ist dumm, ich weiß nicht wie!“ lästerte der Esel, als er das Schaf auf der Weide traf.

„Und dennoch ziehst du mit ihm am selben Karren!“

„Ich habe eine gut christliche Gesin-nung,“ entgegnete der Esel mit feierlichem Augenaufschlag, „und schließlich: mich durchbebt jedesmal ein erhebendes Ge-fühl, wenn ich mich an seiner geringen Bildung messe...“

Der Prophet.

Der Esel ging zu den Kaninchen und lehrte sie Genügsamkeit. Ein Schaf, das von ungefähr zuhörte, rief begeistert: „Pro-phet Gottes, o warum predigst du deine Weisheit nicht den Kälbern, die uns auf der Weide alles Gras wegfressen!“

Der Esel warf sich vornehm in die Brust. „Diese Pharisäer hören einem gemeinen Stier,“ sprach er. „Ich aber will lieber bei Kaninchen der erste als unter Kälbern der zweite sein!“

Der Exot.

Ein Affe war aus der Menagerie in den Wald entflohen. Als die Tiere sein Fauchen vernahmen und sahen, wie er sich lauschte, blieben sie in Ehrfurcht stehen und sprachen untereinander: „Heil uns! Dem Volke ist ein neuer Prophet er-standen!“

J-A-ismus.

Auch der Esel fühlte sich zum Sänger auserkoren. Er erhob ein scheußliches Ge-plärre. Das Schaf und die Kuh feierten diese neue Kunststrichtung als die Musik der Zukunft. Die Kaze jedoch leckte sich vornehm die Pfote und sprach: „Ach, das arme Vieh und seine Anbeter sind geistes-krank!“

„Geisteskrank!“ sicherte ein Spatz von der Dachrinne. „Kann denn etwas krank sein, was gar nicht vorhanden ist!“

Das „Ueber“-Blatt.

„Wie gemein,“ sprach das Blatt im Wipfel der Linde, „ich habe teil an einem Wesen, das seine Kräfte aus den chaotischen Niederungen der Erde saugt!“

Es löste sich und tanzte durch die Luft. „Ich schwebe, ich bin frei — das ist das Leben!“ jubelte es.

Allein seine eigene Schwere zog es nieder, und Fäulnispilze zehrten es auf. Sterbend sprach es mit bitterem Munde: „Das ist das Schicksal der Auserwählten!“

Die Erde aber lächelte mütterlich: „Du konntest nicht in die Leere gehen — die Güte meines Gesetzes ist unendlicher als dein Wahnsinn!“



Gustave de Beaumont, Genf.

Ferdinand Hodler im Atelier
(zwischen 1877 und 1880).
Ausgestellt in der Maison des Artistes, Genf.

Der Märtyrer.

„Welch gräßliches Schicksal,“ wimmerte der Hemmschuh, als ihn der Fuhrmann unter das Rad legte, „ich unterliege!“

„O daß du oben lägest!“ knirschte das Rad. „Du unterliegst: so herrschest du!“

Das ersehnte Neue.

„Die dunkeln Ringe auf meinem

Rücken sind wie eine Kette, die mich im Gefängnis meines eigenen Kleides festhält!“ rief die Schlange pathetisch. „Ich spreng' sie, ich will aus mir heraus!“

Und unter Wehen streifte sie ihre alte Haut ab. Doch es kam eine andere zum Vorschein: ein wenig neuer, ein wenig glänzender, und die dunkeln Ringe ein wenig weiter...

Vierter Brief aus Welschland.

Mit einer Kunstbeilage.

Wer heute von Genf aus in irgend einen Erdenwinkel schreibt, kann nur von einem Thema handeln, von der Geburt des Völkerbundes und seiner Eintragung in das Bürgerbuch unserer Stadt und Republik. Von Rechten wegen ist er durch alle seine Ahnen hier ureingefessen. Im Genfer Wappen sind die Zeichen zweier Mächte: der Adler weiland des Heiligen römischen Reiches deutscher Nation und St. Peters Himmelschlüssel, Kaiser und Kirche, irdische und ewige Macht symbolisierend. Nun gibt es zwar ein Sprichwort, darnach es schwierig ist, auf zwei Schultern Wasser zu tragen oder, einfacher und unmittelbarer, zwei Herren zu dienen. Doch die Sprichwörter sind ein rotes Tuch, sie reizen zum Widerspruch... Und so kommt es öfters vor, daß da am besten zu leben und die Freiheit am billigsten ist, wo viele Herren sind; die sind zu sehr mit ihrem Rang und Recht und Zopf beschäftigt... Und so stieg zwischen den genannten Größen nach und nach die dritte auf, die die Zukunft für sich hatte, und in diesem Bürgertum rang sich Jahrhundert um Jahrhundert ein neuer Weltgedanke durch: Freiheit nach außen zuerst und darum Niederwerfung der bischöflichen, Ausschließung der landesherrlichen Gewalt; dann die Demokratie unter der Bevölkerung und die Reform in den Geistern; die Aufnahme der Vertriebenen, eine jener „allumarmenden Gebärden“, die unserm C. F. Meyer die Epoche ans Herz wachsen ließen; endlich das Weltbürgertum, der allgemeine Wissensdrang, die Humanität der Gründer des Roten Kreuzes. Es gibt noch eine Natürlichkeit des Geschehens, und wenn

das Chaos sich dagegen stemmte. Calvins Gedanke feiert eine schöne, vom bitteren Erdgeruch geläuterte Auferstehung: Alles ist prädestiniert, so Genf für den Völkerbund. All sein früherer Drang war das Werden dieser Weltidee.

* * *

Es würde wundervoll sein, wenn sich Genfs Geist, aller in einem durchstrahlen ließe... Welche Spannung, Hoffnung, Berechnung, Täuschung, ein Gewirr, daran gemessen der gordische Knoten ein Kinderpielzeug und Ammenmärchen wird! Mit Zeit und Weile wird sich dies bis aufs letzte, verborgenste Wetten und Wagen in Taten nieder schlagen, und es wird sich weisen, was ein jeder auf die Wand der Zukunft malte...

* * *

Neulich las ich Amiels Tagebuch durch. Im Lichte dieser Zeit ist es nichts anderes als ein Plaidoyer für den Völkerbund. Genf hat Amiel *) nicht geschätzt; aber er würde den Völkerbund eher in einer Pessimismuswooge haben untergehen lassen als zugeben wollen, daß er sich anderswo als in der Stadt niederlasse, „wo die Rhone den Leman verläßt und sich mit der Arve vereinigt“, wie wir es einst im Schülerjargon formulierten, rezitierten... Er sagt kein Wort in diesem Sinne, weil dieser Sinn der einzige ist. Ein herrlicher Schmerz, der diesen Gelehrten und Dichter quälte und aufschloß. Er nimmt ihn philosophisch, hält ihn philo-

*) Henri Frédéric Amiel, Professor der Ästhetik und Philosophie an der Universität Genf, Dichter, Uebersetzer, Kritiker. In einer Zeit politischer Spannung gelang ihm das heute noch lebendige Roulez tambours! Vgl. über Amiel „Die Schweiz“ XXI 1917, 27 ff. 102 ff.